



Alt-Hildesheim

Heyer, Friedrich Richard

Wolfenbüttel [u.a.], 1898

[Text]

[urn:nbn:de:hbz:466:1-98404](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-98404)



as vorliegende Werk will durch das Bild in eine der schönsten und interessantesten Städte Deutschlands, in das vielbesungene und sagenumwobene Hildesheim einführen.

In die Geschichte tritt Hildesheim erst ein, nachdem das von Karl dem Grossen in Elze gegründete Bistum etwa im Jahre 822 nach hier verlegt wurde. Die fromme Legende, die Herr Prof. Prell in dem herrlichen Rathssaal der Stadt mit seinem Pinsel in Fresken festgehalten hat, erzählt, dass der Sohn Karls des Grossen, Ludwig der Fromme, sich hier auf der Jagd verirrt, nur sein Kaplan war bei ihm, und als der Priester ein Gefäss, welches Reliquien der heiligsten Jungfrau enthielt, an einem Strauch der wilden Rose aufhing, war es alsbald fest und unlöslich mit demselben verwachsen und verkettet. Ludwig erstaunte ob des Wunders und fasste den Entschluss, an diesem so geheiligten Ort eine Kirche zu erbauen. Damit legte er den Grundstein zu der ältesten christlichen Kultusstätte in Hildesheim, zu dem ehrwürdigsten Denkmal der Stadt, dem Dom, um dessen äussere Chorrundung der nunmehr 1000jährige Rosenstock heute noch emporrankt.

Heiliger Friede und tiefe Stille, die nur ab und zu von dem Geläute der Domglocken unterbrochen wird, herrscht in seiner Umgebung. Natur und Kunst, Sage und Geschichte vereint, haben hier, umgeben von dem herrlichen romanischen Kreuzgang, dessen bemooste Strebebögen und Arkaden von wildem Wein und Ephen umspannen sind, ein poesievolles Fleckchen Erde geschaffen, was wohl seines Gleichen sucht. Nur schwer vermag sich der Besucher aus dem Bannkreise desselben zu entfernen, um sich draussen wieder in dem geräuschvollen Treiben des Lebens zu verlieren.

Schnell wuchs in Hildesheim die junge christliche Niederlassung unter dem Krummstab, geschützt und gehegt durch Privilegien und Vorrechte, empor und errang sich bald auf allen Gebieten die Führung in ganz Niedersachsen. Aus der alten Domschule gingen Männer hervor, die bedeutungsvolle Träger unserer mittelalterlichen Kultur im nördlichen Deutschland wurden.

Die Bischöfe des Hildesheimischen Stuhles, unter denen in alter Zeit besonders die Heiligen Bernward und Godehard hervorrangen, waren nicht nur gute Seelenhirten, sondern auch tüchtige Staatsmänner, hervorragende Gelehrte und vielfach selbstthätige, selbstausübende Künstler. Was von ihnen und auf ihre Veranlassung in letzterer Hinsicht geschaffen worden ist, hat seine Strahlen bis in unsere Tage hereingeworfen und verdient unsere volle Bewunderung.

Erwähnt sei hier nur ganz kurz, ausser dem schon genannten Dom, die Kirche zu St. Michael, zu welcher Bischof Bernward im Jahre 1000 den Grundstein legte, eine dreischiffige Basilika, die mit 2 Querschiffen, 2 Chören und 6 Thürmen ausgezeichnet war. Die Michaelskirche ist eine der glanzvollsten Schöpfungen des frühromanischen Stiles, sie ist überhaupt das erste grössere Bauwerk, welches ausgeführt wurde, nachdem die sächsischen Kaiser die deutschen Stämme geeint und deren Verhältnisse sich im gewissen Sinne konsolidiert hatten. Zum ersten Male wurde hier in Deutschland eine eigene, selbstständige Formensprache gesprochen.

Wir nennen ferner die Godehardikirche, ebenfalls eine dreischiffige Basilika mit 2 Querschiffen und 2 Chören aus dem 12. Jahrhundert. Es giebt wohl nur wenige Bauwerke aus jener Zeit, die so vollendet und stilrein, ohne jede Zuthat aus anderen Bauepochen, auf uns gekommen sind. Unter den Werken der Kleinkunst sind es das Bernwardskreuz, die Bernwardisleuchter, die Christussäule, der grosse Radleuchter, der eiserne Taufkessel, die Bronzethüren, Heiligensarkophage und Reliquienschränke, Bischofskränzen, Patenen und Kelche, Evangelienare und Aquarelle, Manuskripte und Codices, geschnitten mit kunstvollen Initialen, Caseln u. a. m. Zweifelloos ist die gemalte Decke in der Michaelskirche eine der schönsten romanischen Malereien in Deutschland. Die Darstellung derselben wird in Hildesheim schlichtweg der „Jessebaum“ oder der Stammbaum Christi genannt, in Wirklichkeit bietet aber dieselbe eine Bilderbibel des ganzen alten Testaments auf einer einzigen grossen Tafel. Sie ist ein schönes und hochinteressantes Beispiel dafür, wie sich der Priester des Mittelalters dem Laienvolke gegenüber, das nicht lesen noch schreiben konnte, verständlich machte.

In vorliegendem Werke sollen nicht die Schöpfungen kirchlicher Kunst, sondern die Stadt mit ihrer Profankunst behandelt werden.

Mit der Kirche wuchs und erstarkte in Hildesheim zugleich ein kraftvolles und intelligentes Bürgertum. Die Geschichte desselben ist ungemein anziehend und wechselvoll und eng mit seiner Kirchengeschichte verknüpft, da die Stadt in patriarchalischem Verhältnis zu ihren Bischöfen stand.

Die Hildesheimer Bischöfe wurden von den deutschen Kaisern oft zur Erledigung wichtiger Staatsgeschäfte herangezogen. Bischof Bernward wurde sogar, allerdings noch als einfacher Priester, unter der Zustimmung aller Grossen und Mächtigen des Reiches, von der Kaiserin Theophano, der Witwe Otto II., als Erzieher für ihren siebenjährigen Sohn begehrt. Als nachheriger Kaiser Otto III. hing letzterer noch mit grosser Verehrung und inniger Dankbarkeit an seinem einstigen Lehrer.

Die sächsischen Kaiser bezogen überhaupt eine grosse Vorliebe für den in damaliger Zeit heilig geltenden Ort Hildesheim und kamen des öfteren nach hier. So wurde Hildesheim in regen Verkehr mit der Aussenwelt gebracht, der nicht ohne Einfluss auf seine Einwohner bleiben konnte. Früh schon griff unter denselben ein schaffensfreudiger Sinn Platz. In den glänzenden Bauten, mit welchen sich die Stadt schmückte, fand derselbe Ausdruck.

Etwa 300 Häuser, an denen Zimmermann und Bildschnitzer ihre Kunst ausgeübt, sind uns erhalten geblieben, eine stattliche Zahl bemerkenswerter Gebäude, die noch zum Teil der gotischen Periode angehören.

Das älteste bezeichnete Haus stammt aus dem Jahre 1418. Wir sind somit in der glücklichen Lage, die Entwicklung des niedersächsischen Hausbaues genau zu verfolgen.

Wir sehen, wie das Stadthaus, das bürgerliche Wohnhaus aus dem uralten Bauernhaus hervorgeht. Hildesheim teilt mit vielen Städten Norddeutschlands die ländliche, die bäuerliche Abstammung. Die einzelnen Höfe und deren Besitzer blieben noch lange massgebend. Vor 3 Jahren erst wurde in Hildesheim, durch die neue Stadtordnung, die historische Einteilung der Stadt in neun Bäuerschafte aufgegeben. Wir sehen noch deutlich, wie mit der zunehmenden Ansiedelung die Aufteilung der alten Hofgebiete vor sich geht und wie die alten Verhältnisse des Landlebens mit seiner Viehzucht und seinem Ackerbau durch die ungleich intensiver wirkenden städtischen Verhältnisse zurückgedrängt werden und Handel und Gewerbe in den Vordergrund treten. Langsam werden die Gebäude aus der Hoffiefe an die aus den alten Verbindungswege sich ausbildenden Strassen hervorgezogen, und der grösser und reger werdende Verkehr innerhalb der engen aber bestimmt gezogenen Stadtmauern führte schliesslich zu einer grösseren Ausnutzung der Gebäudehöhe in mehrere Stockwerke.

Hierbei ergibt sich aber für Ostphalen ein ganz wesentlicher Unterschied zum westphälischen Haus. Dort wurde das Haus immer mit dem Giebel und hier mit derselben Regelmässigkeit mit der Traufe nach der Strasse gestellt. Deshalb konnte sich der Giebel in Hildesheim so eigentlich recht auch nur an den Strassenecken ausbilden.

Die hochinteressanten Umwandlungen des inneren Bauwerkes, der Diele und die Abschlüsse derselben zu Cöjen, die weitere Entwicklung des Zwischengeschosses und die Verbindung desselben mit den übrigen Räumen durch die Galerien, wodurch wahrhaft malerische Interieurs entstanden, sollen hier nur angedeutet sein.

Die Aufgabe des in Frage stehenden Werkes soll nur eine Beleuchtung des formalen äusseren Gepräges dieser alten Holzhäuser sein.

Bei Betrachtung derselben stehen wir in Hildesheim vor einer Faciadurchbildung, wie sie nur der Holz- und Fachwerkbau mit seinen darin möglichen weiten Balken- und Stockwerksausladungen hervorbringen konnte.

Ein solches Haus, auch ohne allen besonderen als nur den rein konstruktiven zimmermannsmässigen Schmuck, birgt mit seinen riesenhaften, lebendigen und charaktervollen Schatten eine architektonische Kraft und Wirkung in sich, die an diejenige der klassischen Bauwerke streift. Der nordische Holzbau erfährt in Hildesheim seine konstruktive und formale Vollendung. Bestimmt, klar und energisch treten diese Bauwerke in die plastische Erscheinung.

Die Wucht und Gewalt ihrer Erscheinung wird uns so recht inne, wenn die Neuzeit in unmittelbare Nähe eines solchen alten Holzhauses einen seiner modernen steinernen Renaissancebauten gesetzt hat. Wie flach und kahl, wie schal und nüchtern wirken diese trotz ihrer oft überreichen Plastik dagegen, die dabei leider zur leblosen Spielerei, zur Dekoration herabgesunken und zumeist nach den Musterbüchern grosser Gips- und Cementgiessereien entworfen ist.

Am alten Haus ist der Schmuck noch vom Künstler mit dem Messer aus dem vollen Holz herausgearbeitet; er erläutert die Konstruktion, das Wesen und die Bedeutung des Hauses und steht vielfach in enger intimer persönlicher Beziehung zum Erbauer, bez. zum Bewohner und Besitzer. Darin lediglich liegt sein geheimnisvoller und anmutender Zauber begründet. Hierzu kommt noch, dass die alten Meister mit grosser Raffinertheit und mit einer geradezu fabelhaft feinen Berechnung den Schmuck hart an die Stellen setzten, wo sich Licht und Schatten am Gebäude scharf von einander trennen, auf die Kopfbänder, die Füllbalken, die Windbretter und die Schwellen; also dorthin, wo am Holzhaus der eigentliche Konstruktions- bez. Kräftekonflikt entsteht. In der gotischen Periode beschränkt sich der Schmuck lediglich auf das konstruktive Trag- und Rahmenwerk, die neutralen Füllungen werden dabei mit Lehm Schlag versehen oder mit Backsteinen in reichem wechselnden Fugenschnitt ausgemauert. Die Behandlung der Kopfbänder bewegt sich in dieser Zeit von der einfachen Profilierung, dem Kerbschnitt- und Schachbrettmuster bis zur reichsten figürlichen Darstellung. Die Schutzpatrone der Stadt, der Kirchen, der Gilden und Innungen und des Hauses, Maria mit dem Christuskinde, die Evangelisten und Apostel, St. Barbara, Christophorus und Ritter Georg sind häufig wiederkehrende Gestalten. Träger und Stützen der Kirche, der Gesellschaft und der Familie sind hier in des Wortes wahrster Bedeutung als Stützen verwendet.

Aber auch Rittersmann, Bürger und Bauer haben hier ihre Aufstellung gefunden. Verschieden ist ihre Auffassung und die Behandlung mit dem Messer; immer aber ist dieselbe auf eine gute architektonische Wirkung hin abgezielt und mit wenig kräftigen Schnitten ist erreicht, was man gewollt.

Ueber den Kopfbändern ragen die verhältnismässig einfachen, aber ungemein klar geschnittenen Balkenköpfe hervor, deren Stirnseiten häufig zu Masken ausgebildet sind, die in köstlichem, derben Humor die Kulturgebe der damaligen Zeit gar drastisch zum Ausdruck bringen.

Auf ihnen ist dann die Schwelle des darüber liegenden Stockwerkes aufgelagert. Diese gewaltigen Schwellenbäume tragen den reichsten Schmuck; auf ihnen schwebt geradezu die alte Schnitzkunst in Formenfülle, und die einzelnen Meister überboten sich in der Erfindung verschiedener Motive. Profile, Musterungen und Flechtwerke aller Art wechseln ab, Wappen und Wappengüter, Masswerk und Pflanzenornamente mit energischem Blattschnitt sind verwertet.

Besonders gern schmückte man die Schwellen als durchgehenden Laub- oder Rankenstab, damit den aufgelegten Baum symbolisierend. Charakteristisch für die Schwellen sind auch die, dem grossen lehrhaften Zug des Mittelalters folgend, in schönen Majuskeln und Minuskeln ausgeführten Sinn- und Denksprüche. So derb wie ihre Sprache ist auch ihre Behandlung. Dieselben geben uns einen lebendigen Eindruck von dem Empfinden, welche die Ereignisse hervorriefen und von der sittlichen Grundlage des jeweiligen Zeitgeistes; sie gestatten uns einen tiefen Einblick in das Seelen- und Sittenleben unserer

Vorfahren, und darin liegt ihre grosse ethische Bedeutung. In ältester Zeit sind dieselben von einem durch nichts zu erschütternden Gottvertrauen diktiert. So lesen wir in verschiedenen Variationen den uralten Bauspruch:

„Woll Gotd vertröwet, hefft woll gebuwet, dat ohne nich rowet.“

Oder „Wol an Gotd feste gelobet und ohne alle Tide gans vertriwet, der stillwige hefft hie und dort gans wole gebuwet.“

Ferner lesen wir: „Wat der leiffe Gotd beschehret, dat bliffit immer unbewehret. Min anvank und min Ende steit stodes in Goddes händen“ u. dgl.

Am Kramerildelhaus steht geschrieben: „Wäget recht und gelicke, so werdet ji salich und ricke“ u. dgl.

Der Raum zwischen der Schwelle und der rückliegenden Wand wurde ursprünglich nur durch Füllbalken geschlossen. Der herbe und strenge Eindruck dieser Anordnung wurde erst später durch die sogenannten Füll- oder Windbretter gemildert, die sich bis in die Renaissance hinein erhielten. Ihrer schrägen Lage zufolge, konnten letztere auch nur des Morgens oder Abends je nachdem bei der auf- oder niedergehenden Sonne beleuchtet werden. Dann kontriiert sich auf ihnen der geradlinige Schlagschatten der Schwelle und der vielförmig gestaltete Schatten des Balkenkopfes und des Kopfbandes. Wenn aber die Sonne höher und höher steigt, dann sinkt der Schatten immer tiefer und tiefer, bald liegt das Windbrett im Streiflicht und wenn die Sonne im Zenith steht, wird es vollständig vom Schlagschatten gedeckt, dessen untere Grenze sich dann breit über die Fenster hinweglagert. Bei sehr grossen Stockwerksüberladungen greift der Schatten oft bis weit über die Hälfte der Fenster hinab. — Dann aber spiegeln sich in demselben der Himmel und die hohen steilen Ziegeldächer der gegenüberliegenden Gebäude, wodurch unvergleichlich köstliche Reize und gar wundervolle Farbenspiele entstehen, die noch dazu mit jeder Stimmung wechseln. Solche Effekte, solche Farbenspiele und Tiefen lassen sich kaum durch die Farbe wiedergeben, sie lassen sich nicht beschreiben, sondern nur sehen. Sie treten so eigentlich recht in engen Strassen und nur bei Gebäuden mit überstehenden Stockwerken auf, also dort, wo durch die Plastik bedeutende Schattentiefen erzielt sind. Das flache Haus kann solche Schönheiten nicht hervorzaubern. Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Windbretter auch keinen grossen plastischen Schmuck vertragen konnten. Meist sind auf denselben Flach- oder Pflanzen-Ornamente in Relief eingegraben, eingebrannt oder gar wohl nur aufgemalt. Nur bei sehr grossen Stockwerksausladungen, wo dann die Windbretter eine beträchtliche Breite annehmen, erfolgt wohl hier und da eine figurliche Darstellung mit dem Pinsel, wie eine solche das Knochenhauer-Amthaus und das Trinitatishospital zeigt.

Um die Fenster und Thüren wird seitlich in den Ständern eine Profilierung eingeschnitten, deren Stäbe häufig zu dünnen, zierlichen Säulen ausgebildet sind. Nach oben zu schwingt dieselbe in Spitz- oder Verhangbogen aus, in deren Zwickel dann bei Thür- und Fenstereingängen die Wappen der Besitzer, Handwerks- und Gildenzeichen, Brustbilder und dergl. mehr eingegraben werden. Ueber die Fensterunterriegel legt sich eine einfache profilierte Leiste, eine ähnliche Leiste scheidet die Schwelle von der Brüstung. In den Ständern erscheint zuweilen ein Wappenhalter oder Bannerträger usw. Damit ist kurz das Wesentlichste des formalen Aufbaues der alten Hildesheimer gotischen Häuser charakterisiert.

Schöne Beispiele dieser Art sind hier: das alte Kramerildelhaus, das Trinitatishospital, das ehemalige Zeughaus, jetzt Ratsbauhofgebäude und das Knochenhauer-Amthaus. Letzteres unstreitig das schönste Holzhaus in Deutschland, wenn nicht nach der Ansicht namhafter Architekten das schönste überhaupt.

Mit der auftretenden Renaissance, die sich ziemlich spät Eingang in Hildesheim verschaffte, bleibt das konstruktive Prinzip dieser alten Häuser ungeändert. Nur die veränderte Form der Balkenstütze oder des Kopfbandes, das jetzt als Volutenkonsol ausgebildet wird, gestattet nicht mehr die frühere grosse Stockwerksausladung.

Die Balken werden eingezogen, dadurch aber verringert sich die Schattenbreite des oberen Stockwerkes auf das darunter liegende, und das ganze Haus verliert damit an Energie und Wirkung.

Der Eindruck des Renaissancehauses ist, trotz des grösseren Aufwandes an Schmuck, der jetzt eine vollständige Umwandlung erfährt, lange nicht mehr so stolz und kühn, so mächtig und so trutzig, wie der des gotischen Hauses.

Jetzt kommen auch die energisch wirkenden Füllbretter wieder in Wegfall und werden durch reich gegliederte Füllbalken ersetzt, die im Sinne der Renaissance mit Profilen, Zahnschnitten und kleinen Konsolen geziert sind.

Nun werden auch die Brüstungsfüllungen ganz aus Eichenholz gebildet, so dass oft kein Stein mehr in der ganzen Fassade des Bauwerkes Verwendung findet. Hierdurch aber wurden dem Schnitzer, dessen Kunst sich immer mehr und mehr vervollkommnete, viel und auch verhältnismässig grosse Flächen zur Darstellung geboten.

Anfänglich erscheinen auf denselben die grossen halben Radrosetten. Bald aber geht man zur figurlichen bez. scenischen Darstellung aus der biblischen Geschichte, dem bürgerlichen, häuerlichen und handwerksmässigen Leben über, und zuletzt erscheint auf ihnen alles, was die Renaissance nur bewegt, die antike Götterwelt, Personifikationen von Tugenden und Lasten, der Sinne, der Künste und Wissenschaften, es treten auf die neun Museen, die neun Planeten und die neun Helden.

In der Spätrenaissance erst weichen auch diese zurück und die Darstellung artet in Voluten- und Kartuschenwerk aus.

In den Ständern werden die Pilaster aller Ordnungen, Karyatiden und Atlanten eingegraben, und auf den Schwellen greift reizvolles Linien-, Flach- und Pflanzenornament Platz. Letzteres klingt häufig in ornamental gestaltete Putten aus, die durch ihre Verrichtungen den Zweck des Hauses klar erkennen lassen. So sind an einem Waffenschmiedehaus handfeste Knaben damit beschäftigt, die Metalle zu verarbeiten, am alten Weinhaus, jetzt neuer Schaden, ist die Leidensgeschichte des Trinkens in allen Ab-

stufungen, die schliesslich in der gefahrlosen Ueberwindung selbst der grössten Quantitäten endet, ziemlich realistisch zur Darstellung gebracht, und am Knochenhauer-Amthaus, dessen Giebelseite der Renaissance angehört, sind markige Gestalten an allen Verrichtungen und Arbeiten des Fleischerhandwerkes thätig.

Die alte Sitte, die Schwelle mit Sinnsprüchen zu zieren, ist noch wach, die Leute haben jetzt aber so viel zu sagen, dass oft die Brüstungsfüllungen mit in den Bereich der schriftlichen Darstellung gezogen werden.

Die Sprüche behalten zunächst noch ihre fromme und lehrreiche Art, dann aber ändert sich ihr Inhalt. Treu und Glaube schwinden in der bewegten Zeit immer mehr und mehr, Hass, Neid und Missgunst treten an die Stelle. So lesen wir an einem Hause: „Mehr vor dem Neide der Freunde, als vor den Nachstellungen der Feinde muss man sich hüten.“ An anderer Stelle wird geklagt: „Ach Gott, wie geht das immer zu, dass die mich hassen, denen ich nichts thue usw.“ Ein Priester des Kreuzstiftes lässt an seinem Hause die Worte eingraben: Tugend hört auf, die Kirche ist erschüttert, der Clerus irrt, der Teufel regiert, die Simonie herrscht, und als Gegenstück sagt er „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, nichts als das Göttliche ist beständig, alles Menschliche ist hinfällig, Holz und Stein vergeht.“ Und zuletzt lesen wir an einem Eckhause des Neustädter Marktes eine gar denkwürdige Inschrift, aus welcher der ganze Weltschmerz der damaligen Zeit ergreifend herausklingt: „De wahrheyt is tho himmel gefloggen — De troue is uvertz wilde meer gelogen — De gerechtigkeit is allenthalben verdween — De untruwe aber auf erden verbleven.“

Schöne Renaissancebauten sind in Hildesheim das Wedekind'sche Haus am Markt, das Koch'sche Haus am Hohenweg, das Rolandhospital, das ehemalige Neustädter Rathaus, jetzt Neustädter Schenke, das Altddeutsche Haus in der Osterstrasse u. a. m. Das städtische Kunsthandwerk blühte trotz der immer trüber und unruhiger werdenden Zeit in dem durch allerhand Fehden arg mitgenommenen Hildesheim. Was es an Thüren, Beschlägen und Klopfern, an Waffen und Gerät, an Möbel und allerhand Schreinwerk hervorbrachte, erregt heute noch unsere helle Freude, — bis dann der 30jährige Krieg mit seiner ganzen vernichtenden Gewalt über die Stadt dahinbrauste.

Wie viel mag dabei durch die Brandfackel zerstört worden sein. Das wunderschöne alte Knochenhauer-Amthaus steht heute mit seiner Kunst einsam und verlassen da; keine Vorstufen, die die Entwicklung einer so hoch ausgebildeten Kunst auch nur annähernd erkennen liessen, sind erhalten geblieben; sie fehlen, was tief zu beklagen ist. Dieses Fehlen lässt uns ahnen, was hier alles untergegangen und zerstört worden sein muss.

Der Wahlspruch unserer Stadt „Da pacem domine in diebus nostris“ = Gieb Friede, Herr, in unseren Tagen, — mag wohl niemals so oft und so heiss erklungen sein, als in jener überaus traurigen Zeit.

Die alte Kraft und Macht und damit zusammenhängend die alte Kunstliebe und Kunstfertigkeit der Hildesheimer war gebrochen. Man war arm geworden und konnte sich nicht mehr im Sinne der letzten Ausläufer der Renaissance einrichten. Man musste das Alte so viel wie möglich zu erhalten suchen; auf diese Weise ist uns Hildesheim als alte Stadt überliefert worden. Im Anfange unseres Jahrhunderts endlich waren die Bewohner Hildesheims, wie an anderen Orten auch, ohne jeden Sinn für die Kunst. Der Schmuck an den Häusern war den Leuten zuwider geworden, und wenn die Besitzer nur einigermaßen konnten, so wurde derselbe verschalt und überputzt, so dass wir noch oft Gelegenheit haben, man möchte sagen, alte Häuser auszugraben.

Den Kirchen war es nicht viel besser ergangen. Die alte herrliche Michaeliskirche lag beinahe als Ruine darnieder. In dem einen Seitenschiff hatte ein Seiler seine Laufbahn aufgeschlagen, in dem anderen war eine Kegelbahn etabliert, und bei schlechtem Wetter trieb man wohl auch zu Marktzeiten das Vieh hier unter, um damit unter Dach und Fach zu sein. Die Godehardikirche befand sich ebenfalls in sehr schlechtem Zustand. Die Martinigemeinde verkaufte gewissermaßen ihre Kirche, und das Gotteshaus des Paulinerklosters ging in das Eigentum einer Aktiengesellschaft über, die hier ein Bierlokal einrichtete.

Erst in unseren Tagen ist hier Wandel geschaffen worden.

Nachdem Hildesheim durch die Bahn an die grossen Verkehrsstrassen gelegt ist, die von Nord nach Süd und von dem Westen nach dem Osten Europas gezogen sind, blüht die Stadt wieder rasch empor und hat einen frischen kräftigen Aufschwung genommen. Schon sind hier die Mauern zu enge geworden und die Thore gesprengt. Eine andere Luft weht, und andere Bedürfnisse haben sich allenthalben geltend gemacht, die auch durch die mit dem Verkehr gesteigerte Wohlhabenheit der Bürger wieder ihre Befriedigung finden können. Damit aber hat, leider Gottes, wie es scheint, die letzte Stunde für die alte Pracht und Herrlichkeit geschlagen. Unaufhaltsam und rapid, Tag um Tag, Jahr um Jahr fallen Perlen dieser alten, so echt deutschen Volkskunst dem Abbruche anheim. In wenig Jahren schon wird, mit Ausnahme einiger Häuser, die die Stadt angekauft hat, nichts mehr davon übrig bleiben. Vieles von dem, was im vorliegenden Werke im Bilde gezeigt werden soll, ist schon nicht mehr vorhanden.

Die ganze Stadt Hildesheim konnte man noch vor wenig Jahren ein einziges grosses Museum nennen, heute trifft dies schon nicht mehr zu.

Altertumshändler und Sammler, aber auch Museumsbehörden haben hier, in Verknüpfung wahrer Kunstinteressen, arg aufgeräumt und zu der Verwüstung und dem raschen Verschwinden des Althergebrachten das Ihrige beigetragen. Einzelne Persönlichkeiten, wie der bekannte verstorbene Senator Dr. Römer und der kunstsinigste Oberbürgermeister der Stadt Struckmann, auch ein Verein, der sich die Erhaltung der alten Hildesheimer Kunstdenkmäler zur Aufgabe gemacht hat, sind thatkräftig dagegen eingeschritten.

Man hat durch Wort und Schrift versucht, im Volke das Interesse und vor allen Dingen wieder die Liebe zu seinen alten Holzhäusern zu erwecken. Gewiss ist dadurch mancher Abbruchstermin hinausgeschoben. Ob es aber gelingen wird, hier vollständig Einhalt zu thun? —

